Zeitschrift: SuchtMagazin
Herausgeber: Infodrog
Band: 23 (1997)
Heft: 2

Artikel: Hasch, Kiff, Trips, Speed und so...
Autor: Jost, Kathrin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-801077

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hasch, Kiff, Trips, Speed und so...

Der Beginn der Drogenarbeit in der Schweiz, subjektiv und aus dem Gedächtnis erzählt und dargestellt von einer, die dabei war.

KATHRIN JOST*

Es waren einmal drei FreundInnen – zwei Buchhändlerinnen und ein Kaufmann – alle etwas über zwanzig. Die hatten viele Bekannte und Freunde, welche mit den damals so attraktiven «bewusstseinserweiternden» Drogen experimentierten. Einige dieser Bekannten konnten vom Experimentieren gar nicht mehr lassen und mussten jeden Tag mehrere Joints rauchen, Trips werfen oder sich Speed spritzen. Darob wurden die drei FreundInnen sehr besorgt und betrübt. Sie sassen oft zusammen, diskutierten, palaverten und klagten an, weil niemand für die experimentierfreudigen, meist jungen Menschen Beratung und Hilfe anbieten wollte.

Vom Lamento...

Die FreundInnen waren sehr politisch denkende Menschen, wie es in dieser Zeit (Winter 1969) für viele junge Menschen üblich war. Ihnen war klar, dass Menschen – mindestens die unter dreissig – ein Recht haben, in einer non-konformen Art gegen die bourgeoise Gesellschaft zu protestieren. Also z.B. sich zu verweigern, mit langen Haaren die Bünzlis zu schockieren, farbige Kleider zu tragen oder auf sonst irgend eine Weise die damals sehr starren Konventionen zu durchbrechen. Ihnen war aber auch klar, dass diese Menschen nicht in eine Sucht abgleiten sollten, da sie sonst für den Kampf für ein freieres und selbstbestimmtes Leben verloren waren. Die gefährdeten Menschen brauchten Solidarität, Wärme, Zuneigung, Beratung und dann Schulung für ein besseres Leben.

Die drei FreundInnen trafen sich oft bei einem Juristenehepaar, zwar schon über dreissig und damit eigentlich vom Wesen her suspekt (traue keinem über dreissig!). Da dieses Ehepaar aber ein sehr offenes, gastfreundliches Haus führte, kritisch und freidenkend war, gehörten es trotz des fortgeschrittenen Alters dazu. Man schmiedete Pläne und konnte sich stundenlang darüber auslassen, wie eine bessere Welt aussehen würde, wer das Sagen hätte und wem geholfen werden sollte. Und hingegossen auf die grossen, mit ecrufarbenem Canvas bezogenen Schaumstoffsitzkissen, ein Glas Chianti neben sich, eine Zigarette in der Hand und eine im Mund, liess es sich gut lamentieren. Bis eines Tages jemand vom Ehepaar, Mann oder Frau ist nicht mehr klar, fragte: «Und warum macht ihr denn nichts?»

Alle verstummten und wurden sehr nachdenklich: Ein neuer Lebensabschnitt hatte begonnen.

Diese Vorgeschichte tönt ironisch. Ich darf so darüber schreiben, ich war eine der drei FreundInnen. Und ich kann sagen, dass sich an diesem Tag unser Leben drastisch veränderte, auch wenn wir es nicht gleich bemerkten.

...zur Planung...

Wir FreundInnen trafen uns nun regelmässig zu Arbeitssitzungen. Wir lasen über Drogen, was es damals zu lesen gab: Leary, Gelpke, Huxley, de Quincey. Wir lernten das vor allem in England verbreitete Release Modell kennen, wir erweiterten den Freundeskreis zu einer Arbeitsgruppe und wir erarbeiteten ein Konzept. Daneben arbeiteten wir alle in unseren angestammten Berufen und Verantwortungen.

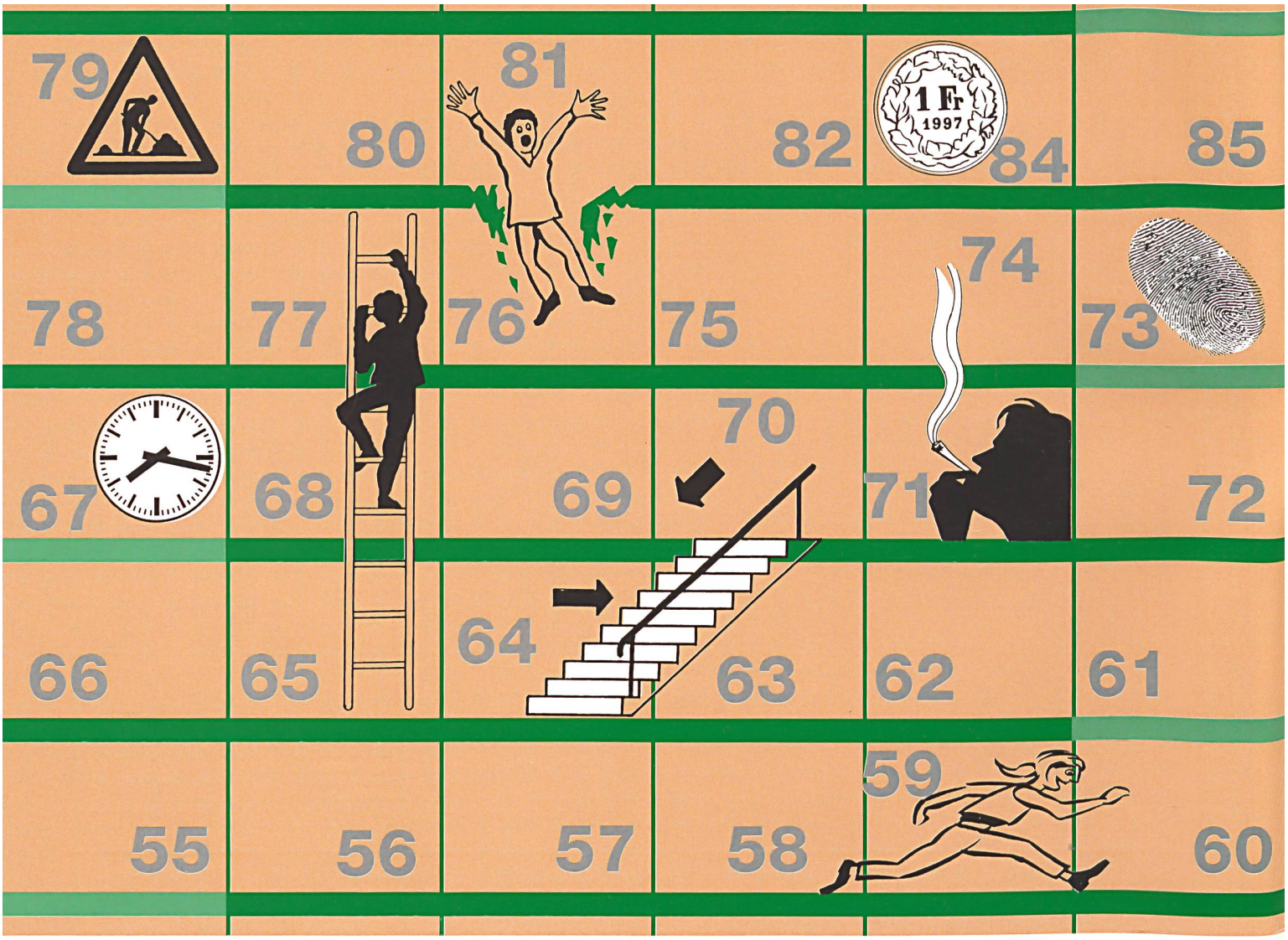
Im Sommer 1970 waren das Konzept für die Beratungsstelle Release fertig und die vorgesehene BetreiberInnengruppe beisammen. Es waren dabei: Zwei Buchhändlerinnen, eine Chefarztsekretärin, eine Medizinerin frisch ab Staatsexamen, ein Psychologiestudent, ein Kaufmann, ein Filmer.

Das Konzept sah vor, eine Beratungsstelle zu führen, die 24 Stunden am Tag, 7 Tage die Woche offen war. Beraten sollten werden: DrogengebraucherInnen – möglichst in einem frühen Stadium -, junge Menschen in Krisensituationen, Eltern. In der Beratungsstelle sollten einige Übergangswohnzimmer zur Verfügung gestellt werden. Täglich sollte es zwei warme Mahlzeiten geben. Mittels Vorträgen sollte die Bevölkerung über das Drogenproblem aufgeklärt werden.

Damit wir dieses Konzept überhaupt realisieren konnten, rekrutierten wir einen Kreis von Freiwilligen, die jeweils mit jemandem von der Kerngruppe eine Nacht oder einen Wochenenddienst übernehmen würden. Eine Gruppe von Assistenten der medizinischen Poliklinik war bereit, den medizinischen Notfalldienst zu übernehmen und uns in Nothilfefragen weiterzubilden. Wir übten uns in Nothilfe, Beatmung, richtiger Lagerung, Beruhigung von überdrehten Menschen. Wir lernten Pulsfühlen und Blutdruckmessen.

Wir waren bereit und gerüstet. Nun fehlten nur noch Geld und die richtige Lokalität. Ein Finanzierungsgesuch wurde uns vom Gemeinderat der Stadt Bern abschlägig beantwortet. Gleichzeitig wurde uns aus einem Fonds ein einmaliger Betrag von 10'000 Franken in Aussicht gestellt. Dies unter der Bedingung, dass wir einen Sozialarbeiter vom Städtischen Jugendamt als Leiter akzeptieren würden. Das war für uns

* Kathrin Jost, dipl. Andragogin, Unternehmensberaterin, ID Fabrik, 2515 Prêles, früher Suchtbeauftragte des Kantons Solothurn



indiskutabel. Wir brauchten keinen Leiter, dies widersprach unserer politischen Überzeugung total. Und wir brauchten schon gar nicht einen Fürsorger. Schliesslich mussten wir aber einlenken, da klar war, dass wir kein Geld bekommen würden, wenn wir diese Bedingung nicht erfüllten. Der Sozialarbeiter war einverstanden, die Buchhaltung zu führen und sich inhaltlich nicht gross einzumischen, da er zu dieser Zeit über Drogenfragen weit weniger wusste als wir.

Innert kürzester Zeit fanden wir ein geeignetes Abbruchhaus mit sieben Zimmern, für welches wir 800 Franken Monatsmiete bezahlten. Eine für uns fast unmögliche Summe, im Hinblick auf die 10'000 Franken. Wohnraum war schon damals knapp, und Hausbesitzer konnten fast jeden Mietpreis verlangen.

...und Realisierung

Wir starteten und hatten schon nach kurzer Zeit das Haus voll. Wir boten gleichzeitig Beratung, Notschlafmöglichkeiten und Gassenküche an. Wir eröffneten in einem benachbarten Kirchgemeindehaus einen Werkladen, vermieteten in einem benachbarten Abbruchmehrfamilienhaus acht durch uns betreute Wohnungen und eröffneten im Emmental eine therapeutische Wohngemeinschaft. Die notwendigen Finanzen erbettelten wir uns, bekamen Spenden von erleichterten Eltern und erarbeiteten sie mit Vorträgen landauf, landab.

Mit der Polizei hatten wir ein zufriedenstellendes Abkommen treffen können. Sie betraten unser Gelände nicht und beobachteten den Hauseingang der Beratungsstelle nicht. Dafür boten wir gesuchten Personen keinen Unterschlupf in unseren Räumlichkeiten. Wenn einmal der Besuch der Polizei in unseren Räumen notwendig war, wurde er vorher telefonisch angekündigt. Mit den zuständigen Beamten hatten wir regelmässig Kontakt, damit sich nicht ein Feindbild aufbauen konnte.

Im Team gab es die ersten zwei Jahre nur wenig Veränderungen. Gleich zu Beginn beschloss der Mitbegründer (Kaufmann), wieder nach Deutschland zurückzukehren und dort eine therapeutische Lebensgemeinschaft aufzubauen. Er wurde durch den Sozialarbeiter ersetzt. Der Filmer schied sofort aus und verschrieb sich über lange Zeit dem Kiffen. Nach zwei Jahren stiegen der Psychologe und ich (Buchhändlerin) aus und wurden durch zwei Lehrer und eine Grafikerin ersetzt. Die Ärztin und die Chefarztsekretärin verliessen Release bald darauf und wurden meines Wissens nicht ersetzt. Das ganze Unternehmen wurde nach drei Jahren aufgegeben. Die ganze Zeit war für alle Beteiligten äusserst spannend und lehrreich, aber leider mangels Finanzen in sehr kräftezehrendes und selbstausbeuterisches Unternehmen. Zwei von uns erhielten je 1000 Franken Monatslohn, die Chefarztsekretärin wurde ca. 30% von ihrem Chef freigestellt für die Arbeit in Release, der Sozialarbeiter verbrachte 50% seiner Arbeitszeit in der Beratungsstelle. Wir andern arbeiteten unbezahlt im Release und verdienten unseren Lebensunterhalt an einer anderen Ar-

beitsstelle. Für die meisten von uns waren 70 – 80 Wochenstunden normal; ein Wochenenddienst führte rasch zu einem 100 Stunden-Engagement.

Was machen PionierInnen falsch?

Schon damals war nicht überall Zusammenarbeit angesagt. Zu der traditionellen Fürsorge hatten wir ein schlechtes bis gar kein Verhältnis. Sozialarbeiterisches Handwerk brachten wir, mit einer Ausnahme, nicht mit, ebenso fehlten uns juristische Kenntnisse. Im Nachhinein muss ich sagen, dass wir längst nicht alle Möglichkeiten nutzten, oft aus Unkenntnis derselben. Unsere Sympathie, unsere Parteinahme war eindeutig zugunsten der Drogenabhängigen. Obwohl wir Drogenhandel im Haus nicht duldeten und sogar streng ahndeten, schalteten wir die Polizei nie zu. Wir lösten diese Fälle mit Hausverbot. Wie die Bevölkerung auch, schätzten wir das ganze kommende Ausmass des Drogenkonsums falsch ein. Einzig vor dem damals bei uns noch nicht bekannten Heroin hatten wir höllischen Respekt. Wir haben sicher während der ganzen ersten Jahre den Suchtmittelkonsum verharmlost. Alkohol und Nikotin waren für uns schon gar kein Thema: Wir liebten unseren Chianti und unsere Gauloises sehr.

Den Drogenabhängigen und den jugendlichen Ratsuchenden glaubten wir alles. Es waren Leute wie wir. Meist im selben Alter, meistens aus der oberen Mittelschicht. Um die wenigen aus der Arbeiterklasse kümmerten wir uns besonders gut, galt es doch, für sie bessere Startchancen zu erarbeiten. Ebenso lieb war uns die Gymnasiastin, die regelmässig von ihrem Vater, einem Verbandsdirektor, missbraucht wurde. Wir gaben ihr Mitgefühl, teilweise Zuflucht, wir gaben ihr Essen und Beziehung, aber wir wussten auch nicht was tun.

Als mir Michael, einer unserer ersten und treuesten «Kunden», Jahre später sagte: «Ihr habt uns immer alles geglaubt und wir haben Euch immer gelinkt. Aber für mich war es eine freundliche und gute Zeit, weil ihr mich wie einen Menschen behandelt habt», war ich zwar gerührt und stolz. Als Berufsfrau hätte ich aber gewünscht, dass unsere Arbeit auch noch etwas verändert hätte. Das war aber nicht der Fall. Michael ist kurz darauf an einer Überdosis gestorben.

Was ist aus den PionierInnen geworden?

Die meisten der PionierInnen blieben noch einige Zeit im Arbeitsfeld Sucht. Erst beim Schreiben dieses Artikels fiel mir auf, dass die Männer, auch wenn sie beim Aufbau eher Mitläufer waren, direkt nach dem Austritt aus der Beratungsstelle beruflich von der Pioniertat profitierten, während die Frauen sich weiter qualifizierten oder das Arbeitsfeld verliessen.

ü Der Kaufmann: Blieb ca. 10 Jahre in der Suchtarbeit. War viele Jahre Leiter einer grossen antroposophisch-therapeutischen Lebensgemeinschaft in Süddeutschland. Heutiges Arbeitsgebiet und Aufenthalt sind mir unbekannt.

- Die Buchhändlerin 1: Blieb ca. 4 Jahre in der Suchtarbeit. Gebar zwei Kinder. War längere Zeit Lehrerin und arbeitete zusammen mit ihrem Mann in international bekannten Kunstprojekten, machte dann eine Ausbildung als Körpertherapeutin. Sie arbeitet heute als Therapeutin in verschiedenen Institutionen.
- Die Buchhändlerin 2: Blieb 24 Jahre in der Suchtarbeit: Zuerst war sie Sekretärin (ab 1972) des Fachzusammenschlusses gegen die geplante Verschärfung des Betäubungsmittelgesetzes (Vorläufer VSD), studierte dann Erwachsenenbildung und später Organisationsberatung- und Entwicklung. Sie arbeitete 17 Jahre in der Suchtprävention. Zum Schluss der «Suchtkarriere» war sie die Suchtbeauftragte des Kantons Solothurn.
- Der Psychologe: Blieb 6 Jahre in der Suchtarbeit. Er war vier Jahre Gesamtleiter einer Suchtberatungsstelle mit integrierten Übergangswohnzimmern. Anschliessend blieb er lange Zeit arbeitslos, arbeitet nun teilzeitlich als Psychotherapeut für Männer.
- Die Ärztin: Blieb 3 Jahre in der Suchtarbeit. Sie schlug dann die normale Medizinerinnenlaufbahn ein: Assistenz, Oberärztin in einem Regionalspital, eigene Praxis. SuchtpatientInnen sah sie zu jeder Zeit.
- Der Sozialarbeiter: Blieb ca. 9 Jahre in der Suchtarbeit. Er wurde Leiter der Nachfolgeinstitution Contact. Nun ist er Dozent und Konrektor einer Höheren Fachschule für Soziale Arbeit.
- Die Chefarztsekretärin: Blieb 2 Jahre in der Suchtarbeit. Sie ging dann zu den Scientologen und machte dort Karriere. Ihr Aufenthalt ist mir nicht bekannt.

Das Arbeitsfeld Sucht

Bis heute hat das Arbeitsfeld Sucht eine ungebrochene Attraktivität. Dabei wird auch heute noch klar die Arbeit mit den Süchtigen illegaler Drogen vorgezogen. Möglicherweise ist es das gleiche Angezogen-/Abgestossensein, wie es Menschen mit körperlicher Andersartikeit (Buckel, Schielen, Amputationen) auf alle Kinder und einige Erwachsene ausüben. Es ist etwas, das man selber auch haben oder machen könnte, etwas, wovon einen nur ganz wenig trennt, aber auch etwas, das uns

an einer anderen Art Leben teilhaben lässt, ohne dass wir selber hineingehen müssen.
Die Gründung der ersten Drogenberatungsstellen verlief in allen grösseren deutschschweizerischen Städten ähnlich. Sie erfolgten in Basel, Zürich und Bern unabhängig voneinander praktisch zu gleicher Zeit. Die PionierInnen kamen aus allen möglichen Arbeitsgebieten. Die Motivationen waren: Politische Sensibilisierung, Betroffenheit, soziales Verantwortungsgefühl, Solidarität. Der Anspruch war, mehr zu wissen und zu kennen als die offiziellen Fürsorger.
Dieser Beruf hat sich, vielleicht auch durch das Einwirken der neuen Problematik, ganz stark verändert: Weg vom Fürsorger, hin zu Sozialarbeitenden. Lange Zeit wurden Sozialarbeitende, die im Arbeitsfeld «Sucht» tätig waren, als Zweitklasssozialarbeiter angeschaut und eingestuft. Sie mussten sich entsprechend auch mit Überheblichkeit wappnen und behaupten, Arbeit mit Süchtigen sei sehr viel schwieriger als gewöhnliche Sozialarbeit, damit sie endlich die gleichen Lohneinstufungen erhielten wie die «Fürsorger». Heute ist Suchtarbeit ein selbstverständliches Arbeitsgebiet der sozialen Arbeit.

Voraussetzungen für Suchtarbeit früher...

1970 haben wir die **heute** gültige Drogenpolitik des Bundesrates umgesetzt. Wir haben das betreute Wohnen, das geschützte Arbeiten und die stationäre Therapie eingerichtet. Wir haben Beratung und Prävention angeboten. Es waren alles Sachen, die der gesunde Menschenverstand gebot. Wir hatten es in fast jeder (ausser der finanziellen) Beziehung einfacher.

- Casemanagement: Es gab viel weniger Drogensüchtige. Wir kannten eigentlich alle und wussten, wer sie auch noch betreut, wo sie ihre Zeit verbringen, wie sie leben etc.
- Zusammenarbeit mit anderen BeraterInnen: Es gab keine Konkurrenz. Die Alkoholfürsorgestellen wollten mit Drogensüchtigen nichts zu tun haben und mit uns auch nicht. Für uns war unser Arbeitsgebiet ein komplett anderes, unsere Methodik war mit jener der Alkoholfürsorger nicht zu vergleichen. Alkoholfürsorger wirkten damals eher als Einweiser in Entzugskliniken oder Arbeitserziehungsanstalten. Mit dem Fürsorger konnte man einem Alkoholiker drohen. Wir hatten nur eines gemeinsam: Beide hatten wir keine spezielle Ausbildung.
- Zusammenarbeit mit der Polizei: Diese war wesentlich einfacher. Beide hatten wir ein neues Problem zu lösen, konnten uns darauf nur im Selbststudium vorbereiten und waren unsicher darüber, was in Zukunft auf uns zukommen würde.
- Interdisziplinäre Zusammenarbeit: Die Zusammenarbeit mit Spitälern und ÄrztInnen war einfacher. Sie waren immer wieder sehr froh, wenn wir ihnen die unangepassten PatientInnen abnahmen.

...und heute

Heute zeigt sich die Situation wesentlich anders. Das Zielpublikum hat sich verändert, ist einerseits jünger, andererseits älter geworden. Süchtige kommen nicht mehr hauptsächlich aus der gehobenen Mittelschicht, sondern aus allen Schichten. Sie sind viel zahlreicher, und es wird viel mehr konsumiert. Vor 27 Jahren konnte man eine genaue Trennung machen zwischen den (älteren) Alkoholikern und den (jüngeren) Drogenabhängigen. Es gibt viele, möglicherweise zu viele Beratungs- und vor allem Betreuungsangebote.
Das Arbeitsfeld Sucht verlangt unmissverständlich Interdisziplinarität. Es kann und soll keine Berufsgattung «SuchtarbeiterIn» geben. Die zu bearbeitenden Probleme in der Suchtarbeit sind ganz gewöhnliche medizinische, soziale, psychiatrische, juristische und ökonomische Probleme. Neben fundierten Fachkenntnissen im jeweiligen Arbeitsgebiet sind nur zwei Fähigkeiten unbedingt erforderlich:

1. Das Wissen über das Wesen und die Entstehung von Süchten und
2. Der unabdingbare und ultimative Wille und die Fähigkeit zur Zusammenarbeit mit anderen Berufsgattungen.

Dies bedeutet, dass alle von ihrem standespolitisch hohen Ross absteigen und bereit sein müssen, ohne Konkurrenzängste und Erfolgsneid die Fähigkeiten anderer Berufe und Ausbildungen anzuerkennen. SuchtpatientInnen, egal ob von legalen oder illegalen Stoffen abhängig, haben während ihrer Suchtkarriere sehr gute Überlebensfähigkeiten erworben. Sie können ergreifende Geschichten erzählen, Mitleid erwecken, eigenes unerwünschtes Verhalten vertuschen, dem Gegenüber das Gefühl geben, gerade auf ihn/sie und nur auf ihn/sie komme es an. Es ist schon lange bekannt, dass Süchtige ausgezeichnete CasemanagerInnen und ArbeitgeberInnen sind. Wer überhaupt Beratung und Hilfe in Anspruch nimmt, beschäftigt durchschnittlich 6 bis 10 Personen (ÄrztInnen, KrankenpflegerInnen, Sozialarbeitende, PfarrerInnen, JuristInnen, RichterInnen, PolizistInnen, Arbeitsämter).
In der heutigen Zeit, wo finanzielle und personelle Ressourcen in der ganzen Bearbeitung von sozialen Fragestellungen rarer werden, ist es unabdingbar, dass auch bei Süchtigen die Überbetreuung einer effektiven koordinierten Hilfeleistung Platz macht. ■